

"Es wird schwierig, sich mit Forschung zu qualifizieren"

Autor(en): **Kuhn, Daniela / Schaffner, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): - **(2007)**

Heft 73

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-968090>

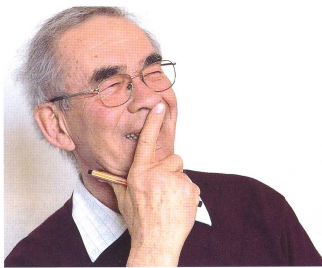
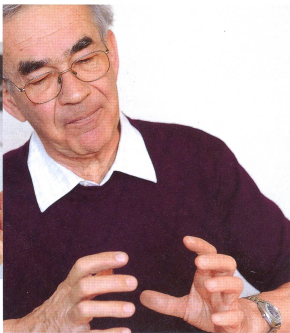
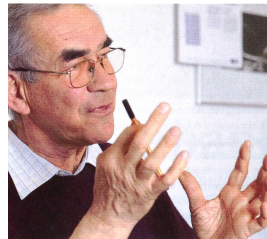
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

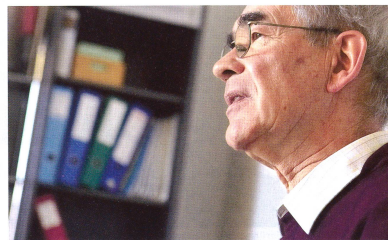
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Es wird schwierig, sich mit Forschung zu qualifizieren.»



«Die geisteswissenschaftlichen Fächer akquirieren erhebliche Mengen an Drittmitteln.»



«Besonders gravierend ist die mangelnde Mobilität über den Röstigraben hinweg.»

VON DANIELA KÜHN
BILDER DEREK LI WAN PO

In der Schweiz ist die Bologna-Reform eingeführt. Doch der neue Alltag ist für die Beteiligten nicht einfach. Besonders der Mittelbau wird durch vermehrten Lehraufwand belastet. Eine Zwischenbilanz mit dem Historiker Martin Schaffner, der die Bologna-Reform in Basel mitgeprägt hat.

Herr Schaffner, Sie haben als Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel die Bologna-Reform bereits 2001 angeregt. 2005 wurde sie umgesetzt. Wie wirkt sich das neue System aus?
Martin Schaffner: Für eine abschliessende Beurteilung ist es noch zu früh. Im Moment kann man eine Reihe von Problemen benennen. Die Pluspunkte sind jedoch noch unbekannt.

Was ist denn momentan das Hauptproblem?
Die wenig entwickelte Koordination zwi-

schen den Universitäten innerhalb des schweizerischen Universitätssystems. Weil wir ein ausgesprochen föderalisches System haben, ist der Austausch sehr schwierig. Es gibt Versuche in diese Richtung, aber ich glaube, man kann von einem eklatanten Mangel sprechen, der das Bologna-System noch lange belasten wird.

Wie äussert sich dieser Mangel?
An den verschiedenen philosophisch-historischen Fakultäten werden die Kreditpunkte unterschiedlich angerechnet.

Uneinheitlich sind sowohl die Anforderungen als auch die Zuteilung der Kreditpunkte. Das behindert die Mobilität der Studierenden zwischen den verschiedenen Universitäten. Besonders gravierend ist die mangelnde Mobilität über den Röstigraben hinweg.

Da im Bologna-System jede Lehrveranstaltung geprüft werden muss, fällt wesentlich mehr Korrekturarbeit an. Was heisst das im Alltag?

Der Mittelbau ist sehr stark belastet, einerseits mit bürokratischen Aufgaben wie etwa Anwesenheitskontrollen und Prüfungen, andererseits durch vermehrte Lehrleistungen. Gerade die Lehrkapazität ist auf der Ebene der Dozierenden nicht in allen Instituten vorhanden. Damit sie gewährt werden kann, müssen Leute aus dem Mittelbau daran partizipieren. Auf

Bundesebene wurden zwar finanzielle Mittel für die Umsetzung der Reform zur Verfügung gestellt, nicht aber zusätzliche Gelder für strukturelle Bedürfnisse. Das ist ein gravierender Mangel, der sich jetzt primär auf den Mittelbau auswirkt.

Es fehlt somit an zusätzlichen Stellen?
Genau. Um den Betreuungsstandard aufrechtzuerhalten oder zu heben, müssen neue Stellen geschaffen werden. Ausserdem sollte der Forschungsaspekt berücksichtigt werden. Der zusätzliche Lehraufwand macht es schwierig, sich mit seiner Forschung zu qualifizieren. Den Universitäten fehlen dafür die finanziellen Mittel.

Gibt es entsprechende Forderungen von Seiten der Universitäten an den Staat?
Es gibt sie. Aber ich beobachte auch, dass viele Lehrpersonen meinen, die Fakultäten müssten mit dem Status quo auskommen, die Reform werde sich einschleifen und der administrative Aufwand werde

mit der Zeit kleiner, spätestens wenn die entsprechende Software zur Verfügung steht. Ich glaube, das ist eine Täuschung. Die Schweizer Hochschulpolitik muss wirklich bereit sein, mehr Mittel zur Verfügung zu stellen.

Die wichtiger gewordene Akquirierung von Drittmitteln bereitet vor allem den wenig

Martin Schaffner

Der Historiker Martin Schaffner ist seit 2005 emeritierter Professor an der Universität Basel. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Demokratiegeschichte Europas im 19. Jahrhundert, Historische Alpenforschung (Geschichte der Talschaft Ursern im zentralen Alpenraum), Geschichte Irlands im 19. Jahrhundert. Als Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät in Basel war er massgeblich an der Einführung der Bologna-Reform beteiligt. Martin Schaffner arbeitet heute als selbstständiger Partner in einer kleinen, von Biologen geführten Firma, wo er neben seiner eigenen Forschung Projekte an der Schnittstelle von Biologie und Geschichte entwickeln hilft.

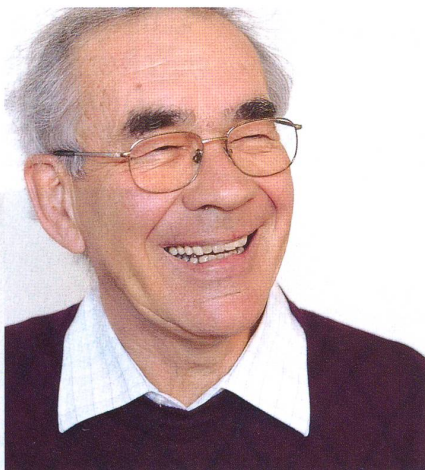
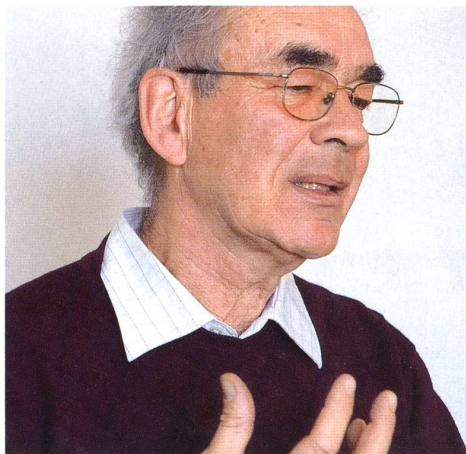
anwendungsnahen Geisteswissenschaften Mühe. Müsste diese Finanzierungsform noch weiter ausgebaut werden?

Die geisteswissenschaftlichen Fächer haben ganz erhebliche Mengen an Drittmitteln akquiriert – und akquirieren sie. Das ist durchaus positiv. Dank diesen Geldern konnten vermehrt Forschungsprojekte und Publikationen unterstützt werden. Der Mittelbau wird aber durch die vermehrten Betreuungspflichten in seinen Kapazitäten zunehmend eingeschränkt. Ganz vereinzelt gibt es Stiftungsprofessuren, aber grundsätzlich kann man Drittmittel nie für Lehraufgaben verwenden. Das ist klar und unverzichtbar eine öffentliche Aufgabe.

Die Bologna-Reform bedeutet auch mehr Management. Der ehemalige Präsident der Vereinigung Schweizer Hochschuldozenten warnt vor einem Grounding, wenn Methoden der Wirtschaft unbesonnen auf die Universitäten übertragen werden. Sehen Sie das auch so?

Nicht ganz. Alle Universitäten haben auf verschiedenen Ebenen einen Nachholbedarf an Management gehabt. Die

«Das Selbstbild, das die Professoren bisher hatten, kommt mit den neuen Anforderungen in Konflikt.»



«Besonders wichtig ist mir der Aufbau eines Promotionsstudiums im Rahmen von Bologna.»

Abläufe waren optimierungsbedürftig, die Effizienz musste wirklich gesteigert werden. In dieser Hinsicht ist viel Positives erreicht worden.

Zugleich ist es tatsächlich so, dass die in der Privatwirtschaft erfolgreichen Modelle nicht eins zu eins von der Wissenschaft und den Hochschulen übernommen werden können. Ich vermisse da manchmal mehr Kreativität: Das an den Universitäten Bewährte müsste mit Elementen des Managements verbunden werden.

Was ist denn der wichtigste Unterschied zwischen Privatwirtschaft und Hochschule?

Die Bewertung der Leistung: Im Bereich der Lehre ist sie relativ schwer zu messen. Ebenso die wissenschaftlichen Leistungen in den Geisteswissenschaften, die sich oft nicht in Zahlen und sonstigen messbaren Kriterien ausdrücken lassen. Der Output eines Dienstleistungsunternehmens oder einer naturwissenschaftlichen Disziplin ist viel einfacher zu messen.

Wie motiviert sind die Lehrkräfte an den Universitäten?

Bei den Professorinnen und Professoren sitzt der Frust tief, weil sich das Profil der Professur verändert. Das Selbstbild, das sie bisher hatten, kommt mit den neuen Anforderungen in Konflikt. Die alte Uni hatte eine hohe Autonomie, jetzt etabliert sich ein Uni-System top-down. In der Lehre dasselbe: Früher konnte man selber bestimmen, was man im nächsten Semester thematisieren wollte, heute ist man in ein System von Modulen eingesperrt, damit die Bologna-Erfordernisse erreicht werden. Damit ist viel zusätzlicher Organisationsaufwand verbunden: mehr Bürokratisierung, als für die Lehre gut ist. Das muss und kann reduziert werden.

Gibt es gar keinen Spielraum mehr?

Doch, aber er ist viel kleiner geworden. Ich glaube aber, die jüngeren Professoren haben es leichter. Sie haben eine gute Mentalität entwickelt, die Amerikaner sagen: «How to beat the system.» Grundsätzlich sind aber alle unter Druck, im Sandwich zwischen den global immer höher werdenden Anforderungen an die Qualifikation und dem lokalen

administrativen Aufwand. Es gibt eine gewisse Zahl von Kollegen, die frühzeitig ausscheiden oder krank werden. Man muss es sagen: Es gibt einen Verschleiss von «Human Resources», und zwar nicht nur unter älteren Angehörigen des Lehrkörpers.

Angenommen, die vorhin erwähnten strukturellen Probleme werden nicht gelöst. Was würde das für die Zukunft bedeuten?

Die schweizerischen Universitäten könnten ihren international guten Ruf verlieren. Sie könnten reine Ausbildungsinstitute werden mit dem Schwerpunkt Bachelor-Bereich, eine Art höhere Unterrichtsinstitution, an der Dozenten und Dozentinnen mit einer Wochenverpflichtung von 12 bis 16 Stunden angestellt sind.

In welche Richtung müsste denn ein zukünftiges Bologna-System gehen?

Was ich wirklich wichtig finde, ist der auf eine langfristige Wirkung angelegte Aufbau des Promotionsstudiums, von Bologna 3. Für uns war es immer eine Bedingung, dass es mit der Bologna-Reform nicht beim Bachelor- und Master-Studium bleibt. Vermutlich werden die schweizerischen Universitäten künftig auch ihre Lehre und Forschung viel stärker koordinieren und sich damit vermehrt spezialisieren.

Allerdings immer mit dem Gesamten im Blick: Das heisst, das heutige breite Spektrum an Fächern würde nach wie vor studierbar und in der Forschung präsent bleiben. Eine solche fokussierte Koordination ist meine Hoffnung. Dafür braucht es aber auch eine politische Unterstützung.

Wie war es für Sie, im alten Universitäts-system zu wirken?

Für mich war die Universität ein Ort der Freiheit. Die Uni Basel hat mir bezüglich der Themen des Unterrichts und der Schwerpunkte meiner Forschung viel Freiheit gegeben. Dafür bin ich ihr dankbar. Freiheit ist mehr, als man normalerweise von einem Arbeitgeber verlangen kann. ■